

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 13.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Die wahre Geschichte des Josua Davidsohn.

(Fortsetzung.)

### 11. Kapitel.

Ich habe soviel über Josua's persönliche Wohlthätigkeit gesagt, daß ich fürchte, sein politisches Leben und Wirken, das doch von weit größerer Wichtigkeit war, dadurch in den Schatten gestellt zu haben. Die äußerste Sektion der sozial-republikanischen Arbeiter, zu der er sich hielt, mißbilligte zwar seine „religiösen“ Ansichten, benutzte aber seinen politischen Eifer; und wenn die Arbeit schlecht ging, wurde Josua häufig als Delegirter nach verschiedenen Städten gesandt, die entweder der Aufmunterung bedurften oder erst angeregt werden mußten. Nicht selten agitirte er auch auf eigene Hand und hielt Vorträge über die Nothwendigkeit, den festgeschlossenen Reihen des Kapitals eine festgeschlossene Phalanx der Arbeiter entgegenzustellen; über den Nutzen der Trades-Unions (Gewerkschaften); über die Berechtigung der Streiks; über den politischen Werth der Republik, die ganz naturgemäß aus der Monarchie und Oligarchie (Herrschaft der Wenigen — Vornehmen) herauswuchs, wie die Mannheit aus der Kindheit; über die Pflicht der Arbeiterklasse, sich in Bezug auf ihre Bildung auf eine höhere Stufe zu erheben als sie jetzt einnimmt; über die politische und moralische Freiheit; über das Recht jedes einzelnen Menschen auf ein menschenwürdiges Dasein und die dazu erforderlichen Lebensmittel — das Wort in dem weitesten Sinn genommen. Und dies Alles vermischte sich bei ihm mit jener glühenden Religiosität, die jede von ihm behandelte Frage in ein neues Licht stellte, ihr — man verzeihe mir den Ausdruck — einen Heiligenschein verlieh. Josua glaubte an die Religion der Politik. Er sagte häufig, wenn Christus jetzt wiederkäme, würde er mehr Politiker als Theologe sein und die Menschen auffordern, für die Ankunft des Himmelreichs auf Erden zu wirken, und zwar durch die allgemeine Hebung der materiellen Lage und durch Klassenorganisation der Massen, nicht durch geistliche und kirchliche Mittel.

„Man kann einen Menschen nicht zu einem Heiligen im Geist machen,“ hörte ich ihn wiederholt sagen, „wenn er im Leib wie ein Stück Vieh gehalten wird und schlimmer; höhere Löhne, bessere Nahrung, bessere Wohnung und bessere Erziehung werden

mehr dazu beitragen, die Menschen zu wirklichen Menschen zu machen, als alle Kirchen, die jemals gebaut worden sind.“

Kein Mensch war mehr als er überzeugt, daß Sünde und Elend die zu beseitigenden Folgen der gesellschaftlichen Verhältnisse; daß Armuth, Unwissenheit und Klassenunterschiede die Ursachen aller Verbrehen und alles Elends sind.

„Der Ufaßbaum (Giftbaum) der Klassenherrschaft, welcher die Brüderlichkeit tödtet, das ächte Menschenthum überschattet, muß ausgerottet werden. Die Klasse der Reichen mit ihrem Erzeugniß und Gegensatz: der Klasse der Armen, — welche traurige Satyre ist sie nicht auf die Religion des Jesus von Nazareth, welche angeblich Staatsreligion ist, Jesus, des Zimmermanns-Sohnes, des armen, unwissenden Mannes aus dem Volke, den wir thörichterweise zu einem Gott gemacht haben und nun mit prunkvollem Ceremoniel verehren, während wir jede der sozialen Lehren, die er und seine Schüler gepredigt, schände hintansetzen und verachten.“

Wie dem auch sei, Josua that sein Möglichstes, die Menschen zum Bewußtsein ihres Menschenthums zu erwecken und für den Gedanken der menschlichen Gleichheit zu begeistern; und obschon er ein Gegner der Gewaltthätigkeit war, so vertheidigte er doch leidenschaftlich die Lehre von den Pflichten auf der einen und den Rechten auf der andern Seite.

Es war keine leichte Arbeit. Seine Reden riefen oft heftigen Widerspruch hervor und mehrere Male wurde er von den Männern, zu denen er sprach, mit Erbitterung angegriffen und sogar thätlich mißhandelt. Zweimal sah ich ihn für todt auf dem Platz gelassen, in rohen royalistischen Städten. Allein er arbeitete unerschrocken, unverdrossen weiter und änderte nur seine Methode, um mit der Zeit und den Umständen mehr in Uebereinstimmung zu sein. So wandelte er seinen Weg ruhig und freudig, immer bereit, auch dem Schlimmsten die Stirn zu bieten und jede Gefahr, die ihm erwachsen mochte, ohne ein Zucken der Wimpern hinzunehmen — starken Herzens, unbegreiflichen Geistes und voller Liebe zur Menschheit, die ihn zum Lohn mit Noth bewarf und beinahe tödtete. Thränen treten mir in die Augen — und ich gehöre nicht zu den weichen Naturen, das Leben hat mich hart gehämmert —, wenn ich Josua Davidsohn's gedenke, seines Lebens

und seines Wirkens, und dessen, was die Welt, deren Wohl sein einziges Streben war, von ihm sagte und ihm that. Ich habe Schwindler und Mörder gekannt, die besser behandelt wurden als er. Wahrhaftig, die Aera der Märtyrer ist noch nicht vorüber, und Jeder kann das an sich erproben, der es sich zur Aufgabe macht, den Gesichtskreis Anderer zu erweitern und die Ungerechtigkeit der Gesellschaft zu beseitigen. —

Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen brach aus; anfänglich ging in England die Strömung der liberalen Sympathien mit Preußen, weil dasselbe die Opposition gegen das Kaiserreich des Tyrannen Bonaparte vertrat. Aber nach Sedan kam ein Umschwung, bloß die Gemäßigten standen noch auf Seiten Preußens, während die Ultra-Tories und die Republikaner für Frankreich Partei ergriffen: die Ersteren in der Hoffnung, das Kaiserreich werde wiederhergestellt werden, die Letzteren, weil sie an die Begründung der Freiheit in Frankreich glaubten. Josua's Sympathien folgten der allgemeinen Strömung. Ich hätte vielleicht mehr als ich es gethan, von seinem lebhaften Verkehr mit fremden Sozialisten und Reformern sprechen sollen. Von Florens habe ich schon gesprochen. Er war einer unserer wärmsten Freunde, und, um auch eines praktischen Gesichtspunkts zu erwähnen, sein Umgang war uns von doppeltem Werth, erstens um des Mannes selbst willen, und dann, weil er uns Gelegenheit bot, die französische Sprache zu erlernen. Als am achtzehnten März 1871 die Commune sich erklärte<sup>\*)</sup>, war der Jubel in unseren Kreisen grenzenlos. Nur Diejenigen, welche damals im Mittelpunkt der politischen Bewegung standen, können es wissen, welche Welt von Hoffnungen in der Brust aller Männer erweckt wurde, die für die Freiheit glühen und an politischen Fortschritt glauben. Internationale, Säkularisten<sup>\*\*</sup>), Sozialisten, Republikaner, — wie immer sie heißen mögen, die Befekner des Evangeliums der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, — wir Alle blickten hinüber nach Paris, mit der qualvollen Aufregung von Männern, die mit gebundenen Händen dem Kampf auf Leben und Tod eines geliebten Freundes zuschauen. Ich kenne Arbeiter, die das Uebermaß der Furcht und Hoffnung wahnsinnig machte, und Andere, deren Namen ich nennen könnte, deckt heute der Rasen, hat der Kummer über das Fehlschlagen der gerechten Sache ins Grab gebracht. Die Commune, erfolgreich in Paris, bedeutete die Emanzipation der Arbeiterklasse, die friedliche Errichtung der Republik, der Republik, die — davon ist Jeder von uns überzeugt — kommen wird und kommen muß, auf friedlichem oder anderem Wege.

Am neunzehnten März beschloß Josua, nach Paris zu gehen, um, soweit es in seinen Kräften lag, an dem Werke der Menschheit mitzuhelfen. Niemals sah ich ihn so erfüllt von Begeisterung; dann und wann, namentlich in der letzten Zeit, hatte er Augenblicke, zwar nicht der Entmuthigung, aber der verminderten Hoffnung gehabt; die Wucht der Aufgabe, welche er übernommen, hatte schwer auf ihm gelastet; alleinstehend, nicht nur ohne jegliche Unterstützung, sondern thatsächlich von Vielen bekämpft, auf deren Unterstützung er gerechnet hatte, fand er seine Arbeit erdrückend, und das Ergebnis unbefriedigend.

Aber bei der Begründung einer organisirten Freiheit, wie der Commune, mitzuwirken, schien ihm das Beste zu sein, was ein Mensch, der seine Mitmenschen liebt, thun konnte; und demgemäß entschlossen wir uns, nach Paris zu gehen. Der armen Mary Prinsep brach fast das Herz. So leid es Josua auch that, ihr Kummer zu bereiten, so lag seine Pflicht doch zu klar vor ihm, um einen Augenblick des Zögerns zu erlauben. Seine persönlichen Gefühle niederzukämpfen, wendete er sein Antlitz gen Paris, und nach verschiedenen Abenteuern und Gefahren, die wir zu bestehen hatten, erreichten wir die Mutterstadt der Freiheit, das Ziel unserer Wünsche: wir waren „in der Falle“, gleich so Vielen vor und nach uns.

<sup>\*)</sup> Am 18. März siegte das Pariser Proletariat; die Commune trat jedoch erst am 26. März ins Leben. (An diesem Tage fanden die Wahlen statt, am 28. wurde sie proklamirt.)

<sup>\*\*</sup>) Die Partei, welche die Abschaffung der Staatskirchen und des Religionsunterrichts in den Schulen erstrebt.

Da ich hier keine Geschichte der Commune schreiben, brauche ich über deren Führer nicht viel zu sagen. Einige derselben liebte Josua wie seine Brüder, Anderen, hauptsächlich solchen von der geräuschvolleren Art, mißtraute er als Führern und hätte sie lieber Männern von ruhigerem Temperament untergeordnet gesehen. Selbst mit denjenigen, die er liebte, mag er nicht immer übereinstimmend haben. Es waren Menschen und deshalb nicht unfehlbar, sie thaten aber redlich ihr Bestes und die gegen sie geschleuderten Beschimpfungen — „ein Nest von Bösewichtern“, eine „Handvoll Straßenräuber“ u. dgl. — waren ebenso unwahr, wie sinnlos. Unter den Führern der Commune waren Männer von so edlem Charakter, wie nur jemals welche gelebt; Männer, was auch immer ihr Glaube oder Nichtglaube sein mochte, die sich treulich bemühten, ihre Menschenpflicht zu erfüllen, den Armen zu helfen, die Niedrigen zu erheben, die Ungerechtigkeiten der gesellschaftlichen Unterschiede zu mildern und allen Menschen die gleiche Möglichkeit zu geben, glücklich, tugendhaft und menschlich zu sein. Niemals war Paris so frei von Verbrechen, als während der Verwaltung der Commune, niemals so rein. Alle Laster, welche die Stadt unter der säulnißerzeugenden Herrschaft des Kaiserreichs geschändet, waren weggeschwemmt, und die schamlosesten Verleumder der Commune haben nicht einen Fall der Bestechung, der Unterschlagung, überhaupt der Spitzbüberei und Korruption nachzuweisen vermocht. Geschichte Arbeiter verließen ihr einträgliches Geschäft und setzten monatelang Tag und Nacht Leben und Gesundheit aufs Spiel für den Hungerlohn von anderthalb Francs täglich, den sie als Nationalgardisten erhielten; und die obersten Beamten der Commune, die Männer, welche an der Spitze der Regierung standen, also die Stellung von Ministern hatten, begnügten sich mit einfachen Arbeiterlöhnen und verrichteten, von dem Ziel ganz abgesehen, doppelt so viel Arbeit wie unsere Minister für ein Fünfundzwanzigstel des Gehalts derselben.<sup>\*)</sup> Und das Ziel? Vernichtung der Dreieinigkeits des Elends: der Armuth, der Unwissenheit und des Verbrechen; Verwirklichung der höchsten Ideale, welche je den Kopf und das Herz der unserm Geschlecht am meisten zur Zierde gereichenden Menschen erfüllt haben, Beglückung Frankreichs, Beglückung der Welt. Zeige man mir die „Staatsmänner“ der alten, verrotteten Gesellschaft, die sich an Erhabenheit des Strebens nur annähernd mit diesen Proletariern messen könnten!

Die Arbeiter begriffen das Gewaltige der Aufgabe; und sie standen auf deren Höhe; jeder Einzelne hatte das Bewußtsein, für die Ehre und Rechte der Arbeiterklasse einzustehen, und erforderlichen Falls sein Herzblut dafür hingeben zu müssen. Einer für Alle — Alle für Einen, war die Losung; und dank der allgemeinen Opferwilligkeit, dank der Zusammenfassung aller Kräfte ist die Commune, trotz der mancherlei Fehler, die begangen worden sind, eines der glänzendsten Blätter der Menschengeschichte — dieses Gesichtsbild, auf welchem die Arbeiterregierung von 1871 den Bericht ihres kurzen, aber unvergesslichen Ringens um die höchsten Güter der Menschheit geschrieben hat.

Leider war ein verhängnißvolles Hinderniß des Erfolges vorhanden: das unbefiegbare Mißtrauen des Volks. Seit Langem an Tyrannei und Verrath gewöhnt, war es den Leuten kaum möglich, an ächten, selbstlosen Patriotismus zu glauben. Man traute Niemand — auch die erprobtesten Vertreter hatten mit Mißtrauen zu kämpfen. Und es ist nicht zum Verwundern. Zwanzig Jahre Louis Napoleon, das heißt politische Pest, das Militärkommando Trochu's, die Erinnerung an die grauenhafte Miß- und Schandwirthschaft des Kaiserreichs, der furchtbare Krieg, in den es Frankreich gestürzt — das Alles hatte sich in das Herz des Volkes eingefressen und bei den Meisten die Fähigkeit des Vertrauens zerstört. Die Folge davon war, daß von den Männern, die an der Spitze der freiheitlichen Bewegung standen, kein Einziger dem Argwohn der Stadt entging, für deren Rettung sie sich opferten.

<sup>\*)</sup> Die Mitglieder der Commune bezogen ein Gehalt von 6000 Frs. (gleich 1600 Thlr.), ein englischer Minister hat 6000 Pfund Sterling (gleich 40,000 Thlr.) ohne die Nebenverdienste!

Paris war wahnsinnig — wahnsinnig aus Verzweiflung, aus Hunger, aus Scham, aus Krankheit, aus Aufregung. Die hageren Gestalten, die hohlen Wangen, die wilden Augen, denen man überall begegnete, legten berebtes Zeugniß ab über den Geisteszustand der Menschen, und ich werde niemals den traurigen Eindruck vergessen, den alles dies auf mich machte. Niemand sah ruhig und gefaßt aus, ausgenommen die Führer und vielleicht einige von uns weniger leidenschaftlichen Angelsachsen (Engländern). Die Polen, die herbeigeströmt waren, um sich an einer Sache zu betheiligen, die sie mit ihrer eigenen zerbrochenen Nationalität eins erachteten, fügten das Fieber ihrer politischen Verzweiflung zu dem Feuer, welches das Lebensmark der Pariser verzehrte. Die Italiener gossen Del ins Feuer durch ihren glühenden Haß gegen die Priester, für sie die Verkörperung der Tyrannei, des Verraths, der Volksverdummung, der Verfolgungswuth. Die Republikaner aller Nationen sammelten sich in Paris, jeder mit seinen besonderen Plänen zur Erlösung der Menschheit, zur Befreiung des Feindes; Jeder auch mit seinem besonderen „Stedenpferde“; überall fieberhafte Aufregung, überall der Widerstreit von Furcht und Hoffnung, hohem Streben und tiefer Verzweiflung, während es von Tag zu Tag klarer wurde, daß die Sache von Paris und mit ihr die Sache Europas, der civilisirten Welt — die Sache des Rechts und der besseren Organisation der Arbeit — für den Augenblick verloren und nur die Hoffnung auf die Zukunft geblieben war. Die Stadt fand sich einer erdrückenden Uebermacht gegenüber. Die Freiheit war zum Tode verurtheilt. Es war nur eine Frage der Zeit: die Commune mußte erliegen, und sie beschloß, sich nicht zu ergeben und kämpfend zu sterben.

Von allen Mitgliedern der Commune waren es Florens

und Delescluze, die Josua am meisten liebte, weil er sie am meisten achtete. Nach der Ermordung des Ersteren durch die Versailler Henkerstrolche, schloß er sich um so enger an Delescluze an. Und Niemand war auch geeigneter, in einem jungen Mann schwärmerische Zuneigung zu erwecken als Delescluze. Sein heroischer Geist, sein Märtyrerleben, sein unbeugbarer Muth, sein unauslöschlicher Glaube, seine ruhige Trauer, die der Trauer eines Propheten glich, — Alles, was er war und was er früher gewesen, umgab seine Persönlichkeit mit einem Zauber, dem Keiner, der ihm nahe, widerstehen konnte. Wir waren beide — Josua und ich — in der Sitzung anwesend, wo er als Antwort auf eine Schmähung, die gleich einer Bombe unter die Mitglieder geschleudert worden, den Schwur leistete, die Commune nicht überleben zu wollen. Die Wirkung war elektrisch, die heftigen Erinnerungen des Alterthums tauchten vor uns auf und nahmen Fleisch und Blut an. Und als dieser edle, ehrfurchtgebietende Greis so ernst-feierlich sich erhob, ohne theatralische Schaustellung, ohne eine Spur von Aufregung, und mit fester Hand das Gelübde niederschrieb, welches er nachher so großherzig, mit wahrhaft antikem Muth erfüllt, — da war es, als wenn eine Fackel in jedem Herzen, in jeder Seele das Feuer opferfreudiger, todverachtender Begeisterung entzündet hätte. Alle wußten, was seine Worte bedeuteten, und wir, die wir eingeweiht waren in seine geheimen Gedanken und Gefühle, wir wußten es vielleicht besser als die Anderen.

Oh, eine Gesellschaft, die solcher Schlachtopfer wie eines Delescluze bedarf, um ihr Dasein zu fristen, in ihrer Fäulniß fortvegetiren zu können, hat kein Recht mehr, zu bestehen, hat tausendmal den Untergang verdient!

(Fortsetzung folgt.)

## Sozialdemokratie und Arbeiterleben in der Thierwelt.

Von Dr. Ludwig Büchner.

(Verfasser von „Kraft und Stoff“.)

(Fortsetzung.)

Am tyrannischsten benimmt sich unter den flavenmachenden Arten die berühmte Amazone (*Formica rufescens*), welche ebenfalls zuerst von Huber genauer beobachtet worden ist. Sie trägt sich ganz so, wie dieses in der Regel die menschlichen Herrscher zu thun pflegen, d. h. sie arbeitet gar nicht, sondern läßt Alles von ihren Sklaven besorgen. Ja, sie frist nicht einmal allein, sondern läßt sich von ihren Sklaven füttern, macht es also ungefähr wie der Dalai-Lama in Tibet, welchem, wenn ich nicht irre, ebenfalls die Speisen von seinen Dienern in den Mund gestopft werden. Sie hat freilich dafür eine weit bessere Entschuldigung, als die menschlichen Herrscher. Sie kann nämlich nicht arbeiten und auch nicht allein fressen wegen ihrer langen, schmalen und starken Kiefern oder Zangen, welche wohl ausgezeichnet als Waffen oder Bekämpfungsmittel dienen, aber das Alleinfressen und das Arbeiten unmöglich machen. Daher das Leben und die Fortpflanzung der Amazone nur mit Hilfe ihrer Sklaven möglich sind; ohne dieselbe müßte sie verhungern, und die Kolonie müßte zu Grunde gehn. Huber brachte eine Anzahl Amazonen mit ihren Larven und ein wenig Erde in eine Schachtel und legte ihnen genügende Nahrung vor. Aber die Thierchen, welche sich durchaus nicht zu helfen wußten, würden nach Ablauf einiger Zeit verhungert sein, wenn nicht Huber einige Sklaven hinzugebracht hätte, welche sofort die Amazonen und ihre Larven fütterten, eine Wohnung zu bauen angingen und Alles, so weit möglich in Ordnung brachten. Eine ähnliche Beobachtung machte Lespès, welcher einige Stücke angefeuchteten Zuckers vor ein Nest der Amazonen legte. Einzelne Sklaven kamen heraus und machten sich über den Zucker her. Andere folgten ihnen und thaten desgleichen. Nach einiger Zeit folgten ihnen aber auch ihre Herren, welche, als sie sahen, was vorging, angingen, ihre

Sklaven bei den Hinterbeinen zu ziehen und sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie auch bedient sein wollten. Darauf begann die Fütterung derselben durch die Sklaven, und alle Theile schienen befriedigt.

Es gibt in Europa noch eine weitere flavenmachende Art (*Strongylognathus*), welche der Amazone insofern ähnelt, daß sie, ebenfalls ihrer langen Kiefern wegen, zwar allein fressen kann, aber nur mit Mühe und Anstrengung. Auch passen ihre Mundtheile bei gewöhnlicher Körperhaltung schlecht zu denen ihrer Sklaven. Sie hat daher die Gewohnheit, ihre Sklaven, wenn sie gefüttert sein will, auf den Rücken zu legen und sich in dieser Stellung, wo die Mundtheile gut auf einander passen, ihre Nahrung verabreichen zu lassen. Diese Art verläßt das Nest übrigens nie bei Tag und vollführt daher ihre Raubzüge wahrscheinlich bei Nacht. Die zahlreichsten Sklaven hat übrigens die Amazone, weil sie deren weit mehr bedarf, als z. B. die *Formica sanguinea* oder blutrothe Ameise, welche mit ihren zumeist aus der Gattung der *Formica fusca* oder schwarzgrauen Ameise genommenen Sklaven gemeinsam arbeitet. Stört man ein Nest der Amazonen auf, so machen sich die Herren so schnell als möglich davon, während die aufopfernden und pflichtgetreuen Sklaven die Larven und Puppen ihrer Herren zu retten suchen.

Die Raubzüge der flavenmachenden Arten zur Gewinnung ihrer Sklaven, welche mit großer Kühnheit und Wildheit ausgeführt werden, und die erbarmungslose Plünderung der angegriffenen Nester sind von verschiedenen Beobachtern in äußerst interessanter Weise beschrieben worden; ebenso die mörderischen Schlachten, welche bisweilen in ganz regelrechter Weise und geordneter Schlachtlinie zwischen einzelnen Ameisen-Kolonien geführt werden, und wobei die Sieger in der Regel die Nester der



Ferdinand Lassalle

Geboren den 11. April 1825, gestorben den 31. August 1864.

(Originalzeichnung.)

Besiegten besegen. Die Aufregung der einzelnen Kämpfer ist dabei so groß, daß sie, vom Plage weggenommen, vorgelegte Nahrung nicht anrühren und wie toll hin- und herrennen, ohne, wenn man sie auf die Hand nimmt, Beißversuche zu machen.

Suber hat sogar ein Betragen bei Ameisen beobachtet, welches er nur als Anstellung von gymnastischen Übungen, von Fest- oder Ringspielen oder auch sonstigen Spielen zu deuten weiß. An schönen Tagen sitzen sie haufenweise auf der Oberfläche ihres Nestes in einer allgemeinen Bewegung, wobei sie die Fühler mit großer Geschwindigkeit bewegen, sich paarweise aufrichten, mit den Vorderfüßen einander umfassen, mit einander ringen, auf einander zulaufen, sich gegenseitig streicheln u. s. w. — Alles in Liebe und Freundschaft!

Bei einigen Arten (es sind deren sechs bis sieben) gibt es auch eine besondere Form der geschlechtslosen Ameisen, welche viel größer sind, als ihre Kameraden und sich namentlich durch einen außerordentlich dicken Kopf und starke Zangen oder schneidende

Oberkiefer auszeichnen. Man hat ihnen den Namen der „Soldaten“ gegeben, obgleich die Beobachtungen der europäischen Arten nicht grade für eine derartige Bestimmung zu sprechen scheinen. Dagegen paßt der Ausdruck vollkommen für einige westafrikanische und südamerikanische Arten, welche man in großen Zügen dahinvandern sieht, und wobei die wandernden Arbeiter theils Futter, theils Larven tragen, während die an ihren großen Köpfen leicht erkennbaren „Soldaten“ den Zug auf beiden Seiten begleiten, um ihn in Ordnung zu halten, Nachzügler oder Verirrte einzubringen, Feinde abzuwehren u. s. w.

Am meisten ist jedoch der Soldatenstand ausgebildet bei den in Afrika und Südasien lebenden sog. weißen Ameisen oder Termiten, welche grade so gut ein zahlreiches, wohlgeordnetes stehendes Heer unterhalten, wie unsere großen europäischen Militärmächte. Allerdings konnte man nicht beobachten, daß ihre Finanzen dabei in ähnlicher Weise Noth leiden, wie die der menschlichen Staaten; auch sollen ihre Säbelträger sich keiner



Lindau am Bodensee. (Originalzeichnung.)

Erzesse gegen ihre sie ernährenden und zu beschützenden Mitbürger schuldig machen. Nimm ihnen das nicht übel, lieber Leser! Es sind ja nur unvernünftige Thiere, welche blos dem „Instinkt“ folgen und sich demnach zur Höhe menschlicher Vollkommenheit nicht aufzuschwingen vermögen.

Die Termiten tragen den Namen von Ameisen mit Unrecht; sie gehören einer ganz andern Ordnung der Insekten, den sog. Netzflüglern an und sind am meisten unseren Kakerlaken oder Schaben verwandt. Auch sind sie drei bis vier mal so groß, wie die Ameisen. Ihr Staatsleben scheint noch weit entwickelter zu sein, als dasjenige der Ameisen; auch übertrifft ihr Bautalent alles dem Ähnliche. Sie errichten großartige, zehn bis zwanzig Fuß hohe Bauten in Form konischer Hügel, welche so fest sind, daß zehn bis zwölf Menschen auf deren Oberfläche stehen können, und daß Gazellen und Büffel auf ihnen Wache oder Umschau zu halten pflegen. Aus der Ferne gleichen sie menschlichen Woh-

nungen oder, wo mehrere beisammen sind, menschlichen Niederlassungen so sehr, daß Reisende nicht selten dadurch irre geführt werden. Die innere Einrichtung dieser Wohnungen ist eine so komplizierte, daß man lange Beschreibungen davon liefern könnte. Es gibt Myriaden von Zimmern, Zellen, Gängen, Korridoren, Straßen, Abzugsröhren für den Regen u. s. w. — Alles nach einem bestimmten Plane angeordnet. In der Mitte des Hügel befindet sich ein großer Gemeindeplatz und eine prachtvolle, einem gewölbten Backofen ähnliche Königswohnung, in welcher die eierlegende Königin gewissermaßen gefangen gehalten wird, da die Ein- und Ausgänge so klein sind, daß wohl die sie bedienenden Arbeiter aus- und einpassiren können, nicht aber die zu einem enormen Umfange angeschwollene Königin. Ringsum liegen Zimmer für Diener, Arbeiter, Eier und Larven, Soldaten, so wie besondere Vorrathskammern.

(Fortsetzung folgt.)

# Ein belohnter Dienst.

Von C. K.

(Fortsetzung.)

„Sogleich vier Pferde nach E...! — Aber einen sicheren Postillon; die Wege sind ungeheuer verschneit. Wir sind jetzt drei Meilen Wegs 8 Stunden gefahren und hundert Mal in Gefahr gewesen, umzuwerfen oder einzuschneiden.“

„Ich glaube Ihnen das wohl, es ist ein Hundewetter; aber — und wenn Sie mich todtschlagen — es ist weder ein sicherer noch ein unsicherer Postillon, und eben so wenig sind Post-, als andere Pferde zu haben. Sie werden warten müssen, bis Pferde zurückkommen.“

„Warten? — Keinen Augenblick! Ein gutes Trinkgeld, Wagenmeister, seht her! und dann Pferde, nicht wahr? He?“ Und der Bediente hielt einen blanken Thaler zwischen Daumen und Zeigefinger.

„Ja, ja, ein blanker, schöner Thaler! — kann aber doch nicht mehr versprechen und thun, als daß Sie die ersten Pferde, die ankommen, haben sollen. Aber die sollen Sie haben, mag Kaiser, König, selbst die Post oder gar der General-Postmeister inzwischen ankommen. Alles soll nach der Reihe gehen. Einer nach dem Andern und Sie sind die Ersten. Was?“

„Nein, Wagenmeister, wir haben Eile und müssen gleich weiter. Können Sie es bewerkstelligen oder muß ich zum Postmeister gehen?“

„Gehen Sie immerhin zum Postmeister. Er ist im Comptoir!“ Jetzt stieg der Bediente vom Bock herab, trat aber doch nochmals zum Wagenmeister heran. Er schien ein erfahrener Reisender zu sein und zu wissen, daß man damals schwerlich etwas vom Postmeister erreichen konnte, was der Wagenmeister abgeschlagen.

„Freund! schaffen Sie Pferde und ich bin nicht knidrig — ich bezahle Sie doppelt.“

„Ich kann nicht!“

„Dreifach!“

„Ich kann nicht! Gehen Sie zum Postmeister; vielleicht hat der welche in der Tasche, im Stalle sind keine. Bei mir bekommen Sie die ersten, von ihm die zweiten; denn die ersten behält er zur Post zurück, die eigentlich schon längst hier sein sollte, und eben so gut bald, als erst übermorgen ankommen kann.“ —

„Na, guter Freund, erzürnen wir uns darum nicht. Hier vorläufig einen Thaler für die ersten Pferde. Wo ist das Comptoir?“

„Im Hause die erste Thüre links. Aber stürzen Sie nicht über die große Waage, die im Hause liegt.“

Der Bediente fiel nicht über die Waagschale, die im Hause vor der Comptoirthüre lag — er umschiffte sie glücklich —, stieß aber mit der Stirn so kräftig gegen den eisernen Waagenbalken, der schief herunterhing, weil er durch den langen Gebrauch das Gleichgewicht verloren hatte, daß er mit einem schmerzlichen Ausruf die Stirn mit beiden Händen bedeckte und mehrere Minuten zur Erholung bedurfte, bevor er weiter vorwärtsgehen und die Thüre gewinnen und öffnen konnte.

Der Postmeister hatte bis dahin ruhig und gleichgültig am Fenster gestanden. Beim Eintritt des Bedienten wendete er sich um. Sein erster Blick fand letzteren beschäftigt, große Massen von Schnee von sich abzuschütteln, und schon donnerten die ersten Worte einer derben Verwünschung über seine Lippen, als er, durch das Außere des Eintretenden überrascht, inne hielt. Der Bediente, ein fast 6 Fuß hoher Mann, hatte seine Reiseumägen abgenommen und Kopf und Gesicht von dem umhüllenden Manteltragen befreit. Ein schönes Gesicht mit kräftigem schwarzen Bart, ernst und würdevoll. Ein strenger Blick aus den schwarzen Augen hatte nicht nur den postmeisterlichen Jorru gebrochen, sondern — o Wunder! der Postmeister wurde einem Manne in Bedientenlivree gegenüber sogar höflich, d. h. soweit dies überhaupt bei größter Anstrengung möglich war.

Auch der kleine rothblonde Secretair sah fast verlegen zu diesem imponirenden Manne auf.

„Meine Herrschaft wünscht gern sobald als möglich vier Pferde, Extrapost, nach B...“ wandte sich der Mann in Livree nun zum Postmeister. „Wenn es wahr ist, war mir der Wagenmeister sagt, daß Sie keine Postpferde zu Hause haben, so werden Sie wohl die Güte haben, so schnell als möglich Bürgerpferde requiriren zu lassen?“

„Es thut mir leid, aber in der ganzen Stadt ist jetzt kein Pferd mehr aufzutreiben. Die letzten sind vor etwa einer Stunde weggegangen. Gegen Morgen ist Alles, was Beine hatte, zum Transport der Verwundeten des bei L... geschlagenen Feindes weggenommen worden.“

„Kein Pferd, Herr Postmeister, sagen Sie? Denken Sie einmal nach, gewiß wird hier im Orte noch ein oder der andere Bürger seine Pferde vor der Requisition gerettet haben. Der Bürger verdient heutzutage gern, und ich zahle, wäre es selbst den Werth der Pferde.“

Der Postmeister wurde unsicher in seinem Benehmen; das ganze Wesen des Fremden imponirte ihm, und nach vielem Hin- und Herschwanke gewann er es endlich über sich, von den vier Pferden des Gastwirths P... zu sprechen.

„Möglich wäre es allerdings,“ hub er an, „daß ein gewisser Gastwirth P... seine Pferde zu Hause hätte, wenigstens requirirt sind Sie nicht, das weiß ich; ob er sie aber hergeben wird, bezweifle ich. Er wird vorschützen, Sie seien vom Bürgermeister für etwaige Feuersgefahr zum Sprizendienst reservirt, und der Bürgermeister ist sein intimer Freund, der ihn gegen seinen Willen zu Nichts zwingt.“

„Also P... heißt der Gastwirth? Ich werde selbst zu ihm gehen. Der Wagenmeister ist dort bekannt.“

Hierauf verließ der angebliche Diener, mit der Miene eines vornehmen Mannes grüßend, schnell das Comptoir, fand draußen, ohne sich abermals zu stoßen, den Wagenmeister, den er schnell von dem, was geschehen und von ihm verlangt werde, unterrichtete, und trat dann an den Wagen, dessen Thüre er mit einem Schlüssel von außen öffnete, doch nur soweit, daß er eben nur seinen Kopf durch die entstandene Oeffnung schieben konnte.

„Sind Hindernisse?“ fragte ängstlich eine liebeliche Damenstimme. „Es währt so lange bis Pferde kommen, und ich sehe schon, daß es bei der größten Eile nicht möglich sein wird, die Schwester bis zur nächsten Grenzstadt zu bringen. Gott, wenn man uns hier erreichte. Glauben Sie denn aber auch, daß wir in B... ganz sicher sein werden?“

„Nein! aber wir werden vielleicht einige Tage dort sicher sein und dann unsere Reise mit größerer Ruhe und Bequemlichkeit fortsetzen können, weil der Regent nicht sehr eilen wird, der Reklamation zu genügen. Für jetzt ist es das Unangenehmste, daß keine Postpferde zu haben sind und die Bürger ihre Pferde nicht gern hergeben, aus Furcht, sie unterwegs durch herumstreifende Soldaten zu verlieren; wenigstens erkläre ich mir die Schwierigkeiten derselben so. Doch ich gehe jetzt selbst, um Pferde zu beschaffen und“ — hierbei klang das Geld in seiner Tasche, welche mittels eines Riemens um seine Hüften befestigt war, — „seid bis zu meiner schnellen Rückkunft unbesorgt.“

Hiermit wurde der Wagen wieder geschlossen und der Fremde trat mit dem Wagenmeister den Weg zum Gastwirth P... an.

„Sie haben ein Wunder bewirkt,“ begann der Wagenmeister, nachdem sie einige Schritte gethan hatten. „Die Pferde hätte ich Ihnen auch besorgen können — wenn sie nämlich überhaupt zu Hause sind; — hätte ich es jedoch gethan, wäre es um meinen Dienst geschehen gewesen. Heute Morgen schwur der Postmeister noch hoch und theuer, er wolle lieber gehängt sein, als die Pferde des P... in Anspruch nehmen, und jetzt thut er es doch! — Wer kann das zusammenreimen? Wir hätten Sie bieten können, was

Sie wollten, ich hätte es nicht gewagt, von diesen Pferden früher zu sprechen."

So plauderte der Wagenmeister, sich wundernd, lange fort, während der Fremde schweigend neben ihm herschritt, bis sie vor dem Hause des P. . . ankamen.

"Hier ist es."

"Ah, ich danke!" und damit war der Fremde in der Hausthür verschwunden.

"Für einen Bedienten hat er ein sehr ungenirtes Benehmen," brummte der Zurückgelassene in sich hinein. "Doch immerhin! Einen Thaler habe ich schon in der Tasche, und wer weiß, ob

nicht der zweite noch hinzukommen wird. Ich werde hier warten — der Schwibbogen gibt doch wenigstens einigen Schutz gegen dieses verwünschte Wetter. So eine Bedientenstelle möchte ich übrigens auch haben. Wie es scheint, hat dieser ganz freie Verfügung über die Kasse der Herrschaft. Boy Fischen! Ich möchte wohl bis über die Ellbogen hineinfahren und hernach damit — in meine eigene Tasche, wo mancher Sparpfennig Platz hat. Der Wagenmeister in P. . . bekäme z. B. höchstens 8 Groschen, und in der Reisekostenrechnung passirten doch mindestens 2 Thaler, folglich plus so und soviel. Und solche Stationen müßten viele kommen."

(Fortsetzung folgt.)

## Aspasia.

Roman von Robert Hamerling, angezeigt von Silvanus.

(Schluß.)

Welche Aufgabe für einen Schilderer wie Hamerling, nach diesen Grundzügen das Leben des Perikles und der Aspasia in den Jahren 444—429 v. Chr. zu zeichnen! Der höchste politische Gedanke, den je ein Staatsmann gefaßt hat — den Zwang des Staates möglichst aufgehen zu lassen in den Zwang, den das Schöne von Natur übt — er ist in diesen heiligsten Jahren der Menschheit annähernd realisiert, und eben durch diesen Mann und seine Genossen. Hier sehen wir ein kleines freies Gemeinwesen sich gestalten zur „Hochschule“ aller Stammesgenossen — nicht im Sinne eines hofmeisternden Gesetzeszwanges, sondern durch die Macht des unmittelbaren Reizes. Die Demokratie tritt zum ersten Male in ihrer Reinheit auf, nicht als ein bloßes unbewusstes Kind, sondern durch den Mund eines ihrer Söhne (Herodor's) es deutlich bezeugend, daß Isonomie (d. h. eben volle Demokratie) der schönste aller Begriffe sei. Und wie eine Frühlingsföhne wirkt dieser Vorgang auf den Acker der Menschheit. Die Erkenntniß dessen, was in den Zufälligkeiten der Körperbildung das einfach Schöne ist, die Erkenntniß, wie die heiter-ernste Festhalle ihre Gäste am würdigsten ladet, die Erkenntniß, wie sich menschlich Schwaches und menschlich Heroisches in der Poesie am harmonischsten verbinden, die Erkenntniß, wie der Naturlauf im Menschlichen vorurtheilslos beobachtet werden müsse, um ihn beherrschen zu können, die Erkenntniß, wie das historische Geschehen zu erforschen und darzustellen ist, die Erkenntniß, wie der Trieb des Philosophirens sein wahres Objekt in der Geistes-thätigkeit selbst findet, die Erkenntniß, wie das Weib seiner Stellung im Hause und in der großen Welt gleichmäßig gerecht werden könne — das sind Geschenke der triumphirenden Demokratie, für die sich alle späteren Aristokratien und Monarchien bei ihr bedanken mußten, so lange sie nicht diese Geschenke überhaupt zu mißachten stumpfsinnig genug geworden waren und so lange man die Namen Pheidias, Iktinos, Sophokles, Hippokrates, Thukydides, Sokrates, Aspasia nicht vergaß.

Und daneben, welch ergreifender Stoff für den tragischen Dichter, die Sonnenwende dieses Sommers! Die Ekklusivität einer Bildung, die wesentlich durch persönliche Freundschaften verbreitet wurde, rächt sich zunächst durch die Demüthigung ihrer Wortführer, die der Menge als gottlose Neuerer erscheinen, schlimmer noch dadurch, daß keine Vertreter bei der Hand sind, als Pest und Krieg die wenigen „Führer“ fortgerafft haben. Die partikularistische Beschränktheit, welche neben der eigenen Demokratie tributpflichtige Bundesgemeinden in strenger Abhängigkeit hielt, strast sich durch die natürliche Trennlosigkeit derselben, sobald Furchtbarkeit und Liebreiz der Hauptgemeinde gleichmäßig zu schwinden begannen. Die Institution der Sklaverei, das Vorhandensein dieser Menschenklasse, an deren Berücksichtigung man bei der erziehenden Gewöhnung an das Schöne zu denken für überflüssig gehalten hatte, erzeugt eine entnervende Ueberläuferei, sobald der Feind ins Land rückt, und nach der nothgedrungenen Verstärkung der Bürgerschaft durch die im Kriege befreiten Sklaven eine naturgemäße Verschlechterung der geistigen Bürgerkraft, die

alle ästhetisch-politischen Lektionen der perikleischen Zeit zu nichte machte.

So reich und herrlich der Stoff — und der Dichter? Wer kennt nicht den „König von Sion“? Wir haben es mit demselben Autor zu thun.

Und dennoch ist das Buch höchst unbefriedigend ausgefallen. Eine auffallende Thatfache, deren Gründe zu erforschen Jeden interessiren muß, der den obigen Ausführungen mit Zustimmung gefolgt ist. Bloß formelle Fehler sind es nicht. Der Styl ist im Ganzen gelungen, die Darstellung ist anschaulich, die Handlung nicht so monoton, wie sie bei oberflächlicher Betrachtung erscheint. Ein wirklich künstlerisches Fortschreiten zur Katastrophe ist nicht zu verkennen, die zahllosen anregenden historischen Ausblicke, die der Stoff bietet, sind genügend ausgenutzt. Und doch erhalten wir keinen harmonischen Eindruck. Woran liegt das? Weil Hamerling das konkrete Problem dieses Stoffes sich nicht richtig gestellt hat; und das hat er deshalb nicht gethan, weil er sich in Betreff des Verhaltens von Schön und Sittlich zu einander wesentlich von landläufigen Vorurtheilen hat beherrschen lassen, denen eine totale Verkennung dessen, was schön ist, zu Grunde liegt.

Ich schloße am liebsten hier mit der Bitte an die Leser und namentlich an die Leserinnen dieser Blätter, das Buch selbst in die Hand zu nehmen und nach aufmerksamer Lektüre sich zu fragen: Ist das die Schönheit, was hier mit der Sittlichkeit in Konflikt kommt? Doch, welche absurde Frage! Wie kann eine Bestimmung des Erscheinens mit einer Bestimmung des Begehrens in Konflikt kommen? Das ist ja der reine Nonsens! Gewiß, doch diesen Nonsens macht eben Hamerling selbst, der wiederholt vom Streit des Schönen und Guten spricht. Allein wir wollen keine Wortklauber sein und auf seine Meinung eingehen. Also: Ist das die Liebe des Schönen, was hier mit der Sittlichkeit in Konflikt kommt? Ich hoffe, meine Leserinnen wenigstens werden mir ausnahmslos zustimmen, wenn ich sage: Nein, hier kämpft nicht die Schönheit um die Liebe der Menschen gegen andere Regungen im Herzen, sondern die ganz miserable, jämmerliche Koketterie sucht Geister zu fangen, wobei sie dann allerdings Empfindungen zu naturgemäßen Feinden hat, die grade als solche sittlich sind. Am schärfsten prägt sich dies aus in der widerwärtigen Stelle, wo Aspasia den Sokrates zu verführen sucht — und suchte sie ihn nur zu verführen! Es wäre doch menschlich, es wäre verständlich und nicht durchaus unwürdig. Aber nein! Sie will ihn bloß durch zweideutige Liebkosungen zu einem unbedachten Schritt verleiten, damit sie ihm dann plötzlich als strenge Hausherrin die Thüre weisen kann — wie es scheint, ohne jedes Gefühl dafür, daß ein solches Verfahren vor allem eine Mißhandlung des abwesenden Gatten Perikles ist, der ohne Wissen und Willen zu dem gemacht wird, was die Berliner einen „Louis“ nennen.

Arme wirkliche Aspasia, Tochter des Milesiers Ariochos, du hast dir schon bei Lebzeiten von den naseweisen Possendichtern

Athens so viele Sottisen sagen lassen, und nun erlebst du es noch, etwa 2300 Jahre nach deinem unzweifelhaft seligen Tode, daß ein deutschösterreichischer Poet dich wie eine Wiener Grabnymph schildert, die man sich ohne Chignon, Schnürleib und falschen Sitzsockel gar nicht vorstellen kann. Gute Frau, daß du in zweiter Ehe den Schachhändler Psyllus genommen, haben dir schon manche Schafe verdacht, die sich einen demokratischen Volksmann, der ein ehrlich Handwerk treibt, nur „roh und brutal“ im Gegensatz zum Kapitalisten Perikles denken können, aber daß dich diese zweite Ehe nicht verhindert hat, deinen Sohn aus der ersten, den jüngeren Perikles, zu einem tüchtigen Manne, einem Feldherrn des Arginusen-Sieges zu erziehen, das hat doch zuerst Hamerling mit Beflissenheit ignoriert, indem er diesen Sohn nicht nur wegläßt, sondern ganz naiv sagt, „daß die Söhne des Perikles nicht Aspasiens Sproßlinge waren, kam es dem Eheglücke des Perikles nicht ebenfalls zu Gute? Er brauchte die Liebe Aspasiens nicht mit diesen zu theilen.“ Wo diese Aesthetik der Ehe herkommt, ist zwar un schwer zu errathen: Aus Sacher Masoch's „Don Juan von Kolomea“; aber etwas bedenklich ist doch, daß z. B. Goethe ziemlich entgegengesetzter Ansicht war — und der alte Schwede soll doch auch gewußt haben, was schön und beglückend ist. Er sagt:

„Liebe, menschlich zu beglücken,  
Nähert sie ein edles Zwei,  
Doch zu göttlichem Entzücken  
Bittet sie ein köstlich Drei.“ —

wobei es klar ist, daß das „göttlich“ nur ein hohes „menschlich“ bedeuten soll. Oder was soll man dazu sagen, wenn Aspasia noch vor des Perikles Scheidung von seiner ersten Frau sich über diese, die einen Pfau geschlachtet hat, gegen Perikles so ausläßt: „Ein Weib, das fähig war, einen Pfau zu schlachten — verdient mit Ruthen aus Hellas hinausgepeitscht zu werden.“ Daß solche Worte in solcher Lage an Perikles nie gerichtet sind, läßt sich historisch-kritisch freilich nicht beweisen, wohl aber steht fest, daß Perikles ein intimster Freund der hellenischen Muse war, und daß jeder Mann, der solche Worte, von seiner Buhlerin über die Mutter seiner Kinder gesprochen, ruhig hinnimmt, für die Blume hellenischer Schönheit grade soviel Verständniß hat wie ein Maßschwein für Auster und Sekt.

Armer Perikles, arme Aspasia, ihr müßt euch gleichwohl daren finden, daß mein Hauptbedauern nicht euch zu Theil wird — denn, wenn wir es recht erwägen, so seid ihr ja lange gestorben und nach dem, was Hamerling und ich und Hinz und Kunz über euch denken, thut euch kein Finger mehr weh. Aber zu bedauern ist, lebhaft zu bedauern, daß der Einfluß eines Hamerling'schen Romans in Thätigkeit gesetzt wird, um die Vorstellung des Volks von dem was griechische Schönheit und griechischer Schönheitssdienst ist, zu fälschen. Nicht im Namen der Sittlichkeit, im Namen der geschändeten hellenischen Schönheit protestire ich gegen diese

Darstellung. Es ist nicht eine gleichgültige Sache, um die es sich handelt. Nicht für den müßigen Zinsenverzehrer, den einseitigen, fachgelehrten, den gewerbsmäßigen Aesthetiker und Künstler ist es vor allen Dingen wichtig, sich an die Wahrnehmung dieser Schönheit zu gewöhnen. Vor allen Dingen nöthig ist das für Jeden, der in der „neuen Welt“ ganz heimisch werden will — denn darin werden wir nicht um eine Wiederbelebung des perikleischen Staatsgedankens herumkommen — das Schöne wird im „neuen Reich“ — in dem, das wir meinen — da als Zwingendes auftreten müssen, wo Zwang hingehört und wo im alten Reich die brutale Gewalt thront. Darum aber ist es kein leichter Schade, wenn dieser Schönheit Urbild dem Volke von sinnverwirren Hierophanten in entstellender Beleuchtung gezeigt wird. Ich weiß nur ein Gegenmittel: die täuschende Erscheinung recht scharf zu fixiren und sich unter Befragung des eigenen unverdorbenen Schönheitssinnes Zug für Zug zu fragen: Was wird hier für eine antike Schönheit ausgegeben und ist im Grunde nur eine moderne Häßlichkeit? Als Hülfsmittel zur Sicherstellung des Urtheils benutze man womöglich die alten Tragiker und alles, was in Gypsabgüssen und Photographieen von Werken des Pheidias, Polyklet, Praxiteles und Skopas zu haben ist (nur nicht zu verwechseln mit den Benussen der römischen Kaiserzeit, die schon besser zu Hamerling's Antike passen) mindestens den Homer — nur nicht in den schrecklich entstellenden Bearbeitungen von Schwab oder gar von Becker. Eine solche eigene kritische Verarbeitung des Hamerling'schen Buches ist viel empfehlenswerther als ein Ignoriren desselben, denn theils wird man in Zukunft keines Warners vor ähnlichen Irrführern bedürfen, theils wird man einen positiven Gewinn, einen Schatz von bewußten Schönheitseindrücken davontragen, der ein dauernder Freudenquell ist fürs Leben.

Es ließen sich noch viele Schwächen, ja direkte Albernheiten an dem Hamerling'schen Buche nachweisen; doch möchte das allzu hemmend in Bezug auf die obige Aufforderung zum Lesen wirken. Nur Eins sei noch erwähnt: das außerordentlich mangelhafte Verständniß für die Beschaffenheit des demokratischen Staatskörpers, der geschildert werden soll. Eine Volksversammlung mit einem halben Duzend Anträgen schwerster Bedeutung, die sämmtlich in einer Vormittags Sitzung erledigt werden, und dann einige tumultuarische Scenen sollen uns den freien Volksstaat zeigen! Wie ärmlich! Die regelmäßige Arbeit des Perikles als demokratischen Beamten wird stets als Nebending bei Seite gelassen. Weil er doch fühlt, daß er etwas thun muß, betreibt er den Krieg gegen Samos, und weil Hamerling ihn, eingestandenemmaßen, einmal als Staatsdiener handelnd vorführen will, erzählt er eine von Perikles gewonnene Seeschlacht!!! Das schmeckt doch sehr nach der Aera von Königsgräß und Sedan und läßt tief blicken auf die geheimen Gründe, weshalb diesem dichterisch so reich begabten Robert Hamerling eine so gründliche Verkümmung des antiken Ideals gelingen konnte: Der ächte Dienst des Schönen gedeiht nur im Reiche der Freiheit.

## Aus der alten und der neuen Welt.

**Auch ein Erinnerungstag!** Der 15. März war für die Stadt Hanau ein Tag wehmüthiger Erinnerung. Am 15. März 1776 war es, daß das erste Bataillon des Hanauischen Regiments am Holzhorf (jetzt Eigenthum der Familie Bechtel) eingeschifft wurde. Das Bataillon erreichte Quebeck am 16. Juni desselben Jahres. Diesem Bataillon folgte auf 12 Schiffen am 15. Mai die Hessen-Hanauische Artillerie-Compagnie unter dem Befehl des Obersten Jannoth. Nur wenige dieser bellagenswürdigen Opfer fürstlicher Habsucht und Tyrannei sollten ihre Heimath wiedersehen; die meisten schlummern in fremder Erde. Der General von Schlieffen, fluchwürdigen Andenkens, war es, der für den fürstlichen Seelenverkäufer, Landgrafen von Hessen-Kassel, im Jahre 1775 den berüchtigten Vertrag abgeschlossen hatte,

kraft dessen 12,800 brave und tapfere — leider aber „blinde“ — Hessen den Engländern als Kanonenfutter für ihre Kolonien, namentlich für den Kampf gegen die nordamerikanische Unabhängigkeit verkauft wurden.  
E. K.

### Räthsel.

Ein hohes Schloß mit alten Thürmen,  
In denen die zwei Ersten schrei'n,  
— Es trogt der Zeit und ihren Stürmen —  
Mein Ganzes wird sein Name sein.  
Magst auch mit Flint' und Säbel winken,  
Du morsch' Gemäuer mußt doch sinken!  
e.

Mit vorliegender Nummer schließt das 1. Quartal der „Neuen Welt“, und ersuchen wir die geehrten Leser, ihre Bestellungen auf das 2. Quartal sofort zu bewirken. Die gute Aufnahme, deren sich das Blatt seither zu erfreuen hatte, berechtigt uns zu der Hoffnung, daß sämmtliche Abonnenten uns nicht nur treu bleiben, sondern auch zur Weiterverbreitung der „Neuen Welt“ uns kräftig unterstützen werden. — Was wir vermögen, wird geschehen, um das Blatt immer vollkommener zu gestalten.

Leipzig, Färberstraße 12, II.

Redaktion und Verlagshandlung.